

## **GESCHLECHT ALS QUALIFIKATION UND SOZIALES MERKMAL**

### **Fallstricke der Genderkompetenz in der Jugendhilfe**

**Rainer Neutzling, Köln © 2006**

Wenn im Titel eines Vortrags zur Genderkompetenz in der Jugendhilfe von „Fallstricken“ die Rede ist, dient es vielleicht der Sache, vorab kurz meine Grundgedanken zum Thema zu skizzieren. Zum einen möchte ich damit sogleich mögliche Zweifel ausräumen, ich könnte die Bedeutung des Geschlechts in der sozialarbeiterischen, pädagogischen oder psychologischen Arbeit geringschätzen. Zum anderen will ich nicht damit hinterm Berg halten, dass in dem Begriff „Genderkompetenz“ – je nach dem, wie er verstanden und verwendet wird – durchaus auch eine sexistische Komponente steckt, womit schon ein erster Fallstrick angedeutet wäre.

1. Das Geschlecht eines Menschen ist der zentrale Bestandteil seiner Identität. In unserer zweigeschlechtlichen Welt nimmt ein Mensch praktisch alles durch das Prisma geschlechtsbezogener Erfahrungen auf und verarbeitet entsprechend elterliche Botschaften, soziale Rollenaufträge und geschlechtsspezifische Gebote. All dies prägt die Einstellungen eines Menschen zum Leben und zur Welt und bestimmt das Gruppen- und Konfliktverhalten. Jeder Mensch, ob Junge oder Mädchen, Frau oder Mann, möchte jemandem zugehörig sein, geliebt werden. Das ist die stärkste Triebfeder menschlichen Verhaltens: Was stellen wir nicht alles an, um geliebt zu werden? Der Aufwand, den Menschen betreiben, unverwechselbar als Junge oder Mädchen, als Frau oder Mann erkannt zu werden, ist ein Leben lang enorm. Dass dafür nicht immer sozial verträgliche Anstrengungen unternommen werden, liegt in der Natur der Sache. Wo Geschlechtsstolz und Geschlechtssicherheit gering ausgebildet sind, gibt es Probleme – für die Betroffenen selbst, oft aber auch für die Anderen.
2. Jugendhilfe ist u.a. immer dort notwendig, wo Geschlechtsstolz und Geschlechtssicherheit bedroht sind oder keine Chance haben, ausreichend zu wachsen: Wegen Armut und damit Ausschluss von gesellschaftlicher Teilhabe und Konsum, aufgrund von Missachtung, Misshandlung und Vernachlässigung sei es wegen sozialer und seelischer Problemlagen von Eltern und/ oder wegen der ethnischen Herkunft oder des Geschlechts. Um einen Zugang zu den Problemen betroffener Menschen zu finden, müssen Männer und Frauen, die in

diesem Feld helfend ihrem Broterwerb nachgehen, stets das Geschlecht ihres Klientels im Auge haben. So gesehen bedeutet „Genderkompetenz“ zu wissen und wissen zu wollen, was es heißt, als Junge oder Mädchen, als Frau oder Mann ein Problem zu haben, und zugleich Lösungsmöglichkeiten anzubieten, die dem jeweiligen Geschlecht annehmbar erscheinen.

3. Wird der Begriff „Genderkompetenz“ benutzt, um zu behaupten, dass dem einen Geschlecht per definitionem eine Kompetenz zu eigen ist, über die das andere aus welchen Gründen auch immer nicht verfügt, dient das Wort als moralisch-sexistisches Werkzeug. Darüber hinaus kann der Begriff „Genderkompetenz“ auch im Verteilungskampf zwischen Frauen und Männern in der Jugendhilfe missbraucht werden. Wo die finanziellen Ressourcen (chronisch) knapp sind, geht es beim Gender Mainstreaming immer auch um die Durchsetzung jeweils eigener Interessen. Nicht zuletzt macht die Fixierung auf die Nöte des einen Geschlechts meist blind für die Sorgen des anderen.
4. Der Begriff „Gender Mainstreaming“ dient formal auch der Gleichberechtigung von Jungen und Männern. Faktisch geht es meist jedoch um Maßnahmen, die die Benachteiligung von Mädchen und Frauen beseitigen sollen. Das hat weitgehend seine sozialpolitische Berechtigung, führt gelegentlich aber auch in Sackgassen. Etwa wenn die geforderte Genderkompetenz der professionellen Helferinnen und Helfer die Bedürfnisse und Notlagen zwar prinzipiell *beider* Geschlechter erfassen soll, auf der konkreten Maßnahmenebene dann aber mit dem faktischen Gender Mainstreaming zugunsten der Mädchen und Frauen kollidiert.

\*

In welchem Kindergarten im Rheinland auch immer Karneval gefeiert wird, ist in etwa mit folgenden Verkleidungen zu rechnen: Zehn von zwölf Mädchen erscheinen als Prinzessin, so anmutig und der Rolle entsprechend, dass man sich fragt, wo und in welchem Leben sie geübt haben, wie eine Prinzessin einher zu schreiten. Zwei bis drei Jungen – oft jene, die in der Hierarchie der Jungengruppe eher unten stehen – werden als Zauberer, Clown oder Tier verkleidet sein. Der Rest kommt als Cowboy, Ritter oder Universalheld. Von Anmut keine Spur.

Ein paar Jahre später, mit acht bei der Ersten Heiligen Kommunion oder mit vierzehn bei der Konfirmation, ergibt sich ein ähnliches Bild: Die Jungen wirken steif und

verkleidet, ein wenig unglücklich, denn sichtlich im falschen Anzug. Die Mädchen dagegen tragen ihre festlichen Roben liebevoll, schick und sexy. Offensichtlich fällt es ihnen leichter, die klischiert verpackte Körperlichkeit einer Frau darzustellen, als Jungen es vermögen, die halbwegs glaubhafte Kopie des galanten Hünen abzugeben.

Wenn ein kleines Mädchen fürsorglich mit Puppen spielt, ein rosa Kleidchen anzieht und sich die langen Haare kämmt, wird es viel geschlechtsbestätigenden Zuspruch der Erwachsenen ernten. Der Aufwand, den es dafür betreiben muss, ist verhältnismäßig gering. Das Interesse an „Klamotten“, das sich Schönmachen oder (der Klassiker!) in Mamas Pumps herumzustaksen, vollzieht sich früh in der spielerischen Nähe zur Mutter. Auch das Spiel mit Puppen entwickelt sich meist aus einer ich-nahen Identifikation mit ihr und nimmt zugleich eine konkrete leibliche Potenz voraus: Eines Tages wird das Mädchen Kinder gebären können. Kein Mädchen, das sich potent und schön und damit weiblich findet, tut damit jemandem weh.

Anders die Jungen. Viele Tätigkeiten, die ihnen das Gefühl vermitteln (sollen), männlich zu sein, sind laut und ruppig: Rennen, Rasen, Raufen. Ihre Spielwelten befinden sich zudem oft weit weg, von ihnen selbst und ihrem Zuhause: Im Weltall, auf der Rennbahn, auf einer Baustelle. Männliche Körperlichkeit wird meist mit Muskelkraft und einem heldenhaften Zerstörungsgeschick oder akrobatischer Sportlichkeit gleichgesetzt. Sie führt Jungen früh aus ihrem Körper heraus, denn bei etlichen ihrer Spiele müssen sie über ihre faktische Körperlichkeit sozusagen hinauswachsen.

Auch die generative Potenz eines Jungen, später einmal Kinder zeugen zu können, erscheint vergleichsweise abstrakt – falls ihm überhaupt jemand sagt, dass seine Spermien dafür einmal in einen Frauenschöß gelangen müssen. Dagegen lebt meist auch ein unaufgeklärtes Mädchen lange in dem Gefühl, Kinder *allein* aus ihrem Körper heraus erschaffen zu können. Das tut zwar zunächst auch der kleine Junge, doch muss er sich erfahrungsgemäß früher von dieser schönen Allmachtsphantasie verabschieden als das Mädchen. Das Kinderkriegen geschieht nun mal nicht *in* ihm.

In aller Regel achten Jungen stärker als Mädchen darauf, nichts anziehen zu müssen, das dem anderen Geschlecht zugeordnet wird. Alle Mädchen tragen problemlos beispielsweise blaue Hosen und T-Shirts. Wer jedoch versucht, einem Fünfjährigen einen rosa Pullover anzuziehen, wird mit großer Wahrscheinlichkeit scheitern. Selbst Socken mit Blümchenmuster sind für Jungen nicht tragbar: Mädchenstrümpfe!

Es ist schon erstaunlich, wie *organisch* sich männliche und weibliche Rollenmuster im Kindergarten regelrecht fortpflanzen. Die Fünf- bis Sechsjährigen geben vor, was ein Junge zu können hat, um kein „Baby“ mehr zu sein, und was von Mädchenspielen zu halten ist. Und so hauen und stechen und kämpfen und lärmen die kleinen Helden immerzu, dass es nur so kracht – harmlos, weil spielerisch (denn Kinder haben im Normalfall keinen Begriff davon, was Tod und Zerstörung wirklich bedeuten), aber sehr verführerisch: Wer am lautesten ist und vorgeblich der Mutigste, wer also am besten zu kaschieren versteht, dass es im richtigen Jungenleben eine Menge Gründe gibt, vorsichtig zu sein, Angst zu haben und zu weinen, der darf bestimmen, der ist der Chef, dem wird Macht zuwachsen – woran schon Kindergartenkinder außerordentlich interessiert sind.

Warum ich erzähle ich Ihnen das? Nun, meinem Eindruck nach hat sich in den vergangenen Jahren eine Einstellung herausgebildet, die in der pädagogischen Arbeit mit Mädchen und Jungen heute weit verbreitet ist: Kaum jemandem fällt es schwer aufzuzählen, welche positiven Eigenschaften Mädchen haben – gerade im Vergleich zu den Jungen: Mädchen verhalten sich oft gruppendienlicher, fürsorglicher und kommunikativer. Sie sind besser beschulbar, sozial anpassungsfähiger, stehen ihren Gefühlen näher und neigen auch deshalb weniger zu Gewalt. (Tatsächlich waren es bei den Pisa-Studien die Jungs, die uns international so reingerissen haben. Hätte man nur unsere Mädchen getestet, hätte Deutschland deutlich besser abgeschnitten.)

Jungen verhalten sich in Gruppen dagegen oft egozentrischer, weniger fürsorglich und ausgleichend. In der Schule haben sie mehr Schwierigkeiten, sie sind zappelig, häufiger hyperaktiv und versuchen oft, ihre wahren Gefühle zu verbergen, weshalb sie ihren aggressiven Impulsen eher freien Lauf lassen. Man könnte positiv formulieren, dass Jungen oft wilder sind, bewegungsfreudiger und rebellischer gegenüber Autoritäten. Sie sprengen daher eher Grenzen und üben sich darin, Retter und Beschützer zu sein. Das Problem ist jedoch, dass diese klassisch männlichen Eigenschaften von den Jungen seelisch teuer erkaufte werden müssen und sich deshalb schnell in ihr negatives Gegenteil verkehren können, um dann einige zerstörerische Kraft zu entfalten.

Mädchen, so scheint es mir, sind in der Pädagogik *beliebter* als Jungen. Nicht nur, weil es schöner ist, Benachteiligte zu fördern als Bevorzugte zu mäßigen. Die genannten weiblichen Tugenden wie Gruppendienlichkeit, Einfühlungsvermögen, Fürsorglichkeit

und kommunikative Kompetenzen kommen auch den gängigen pädagogischen Konzepten des Redens, Informierens und Beratens in Gruppen mehr entgegen als das Rüde, Verschlussene und Aggressive vieler Jungs.

Opfern wird gerne geholfen, Täter sollen bestraft werden: Mädchen sind liebevoll und werden trotzdem von Jungen abgewertet. Sie sind einfühlsam und fürsorglich, müssen aber aggressiv auftretenden Jungen dennoch nicht selten das Feld überlassen. Später werden sie von den Jungen, die selbstverständlich stets auf ihre Kosten kommen, mit der Verhütung (oder gleich mit einem Kind) allein gelassen, außerdem laufen sie jederzeit Gefahr, von Jungen, deren Sozialisation schiefgelaufen ist, Gewalt und Erniedrigung zu erfahren. Dies in ihrer ganzen psychosozialen Tragweite zu erfassen, ist sicherlich ein wichtiger Teil der besagten „Genderkompetenz“. Folgt für die Pädagogik jedoch daraus, dass die passiv-gefährdeten Mädchen stets geschützt und gefördert werden müssen, während die aktiv-triebhaften Jungen zur Herstellung von Geschlechtergerechtigkeit vor allem in Schach zu halten sind, ist dies das Gegenteil von „Genderkompetenz“: Dann wird mit Jungen nicht deshalb gearbeitet, weil man ihnen Gutes tun möchte, sondern damit sie nichts Schlechtes anstellen. Mädchen werden gestärkt, weil das gerecht ist, Jungen sollen gestärkt werden, damit die Mädchen nicht unter ihnen leiden müssen.

Wenn in solchen pädagogischen Settings die Jungenseite eher ins Hintertreffen gerät, interessiert mich daran weniger der Gerechtigkeitsaspekt. Jungen nicht auch in ihrer ganzen Bedrohtheit und vielfältigen Opferschaft zu sehen, ist vielmehr ein integraler Bestandteil jener Probleme, die sie bevorzugt aufwerfen. Geschlechtergerechtigkeit vor allem durch Mädchenförderung und Druck auf Jungen herstellen zu wollen, ist deshalb ein unmögliches Unterfangen. Werden Jungen nicht allein um ihretwegen gefördert, gibt es für sie verständlicherweise kaum Gründe, ihr Verhalten *nachhaltig* zu ändern.

Die auch *emotional* geleitete Geneigtheit vieler Frauen und Männer, Retter der Mädchen sein zu *wollen* und Dompteure der Jungen sein zu *müssen*, treibt gelegentlich seltsame – um nicht zu sagen hässliche Blüten. So fühlte sich vor einiger Zeit die deutsche Sektion der Hilfsorganisation „World Vision“, die finanzielle Patenschaften für notleidende Kinder in aller Welt vermittelt, dazu veranlasst, mit einem kurios anmutenden Faltblatt an die Öffentlichkeit zu treten: „Machen Sie aus Ihrem Mädchen einen Jungen“ bat die Organisation die Paten der durch sie vertretenen Kinder, und begründete ihren Vorstoß wie folgt: „Mädchen haben es schwer, Jungen auch. Es

stimmt: Noch immer werden in vielen Ländern der Welt die Mädchen besonders benachteiligt. Deshalb denken viele, die eine Patenschaft übernehmen wollen, zuerst an die Unterstützung eines Mädchens. Doch wenn alle nur den Mädchen helfen, geraten die Bedürfnisse der Jungen ins Hintertreffen...“

Ich stelle mir einen kongolesischen Kindersoldaten vor, der gerade ein kleines Mädchen in einem feindlichen Dorf niedergemetzelt hat. Reflexartig fliegt mein Mitleid dem armen, unschuldigen Mädchen zu. Natürlich. Doch in welcher Hölle brennt dieser zur Verrohung verdamnte Junge?

Es gehört zu den klassischen männlichen Rollendiktaten, nicht passiv, nicht Objekt und Opfer sein zu dürfen. Auf Jungen in seelischen Notlagen kann dieses Gebot enorme zusätzlich belastende Auswirkungen haben. Sexuell missbrauchte Jungen fällt es beispielsweise oft sehr schwer ‚ezugestehen‘, unterlegen gewesen und Opfer geworden zu sein. Das hat gewiss dazu beigetragen, dass sie als Opfer lange Zeit nicht gesehen wurden; sie haben ihre Not offenbar noch besser versteckt als die betroffenen Mädchen. Für entscheidender halte ich jedoch die Beschränkung der Konfliktfelder, die von der Gesellschaft (und von der Jugendhilfe) sozusagen wahrgenommen werden dürfen. Bis in die frühen 1980er Jahre hinein war der sexuelle Missbrauch kein besonderes fachliches oder mediales Thema. Dabei wurden beispielsweise 1968 laut polizeilicher Kriminalstatistik in der alten Bundesrepublik mehr als 18.000 Fälle gemeldet. 1995 waren es übrigens keineswegs mehr, nämlich insgesamt etwa 17.000.

Dann, im Laufe der 80er Jahre, machten vor allem feministisch geprägte Selbsthilfegruppen auf die Dimensionen des Themas aufmerksam. Doch obwohl Jungen schon immer zu etwa einem Drittel die Opfer aller polizeilich erfassten Fälle waren, galt der sexuelle Missbrauch bis Mitte der 90er Jahre als fast reines „Mädchenproblem“. Erst nach und nach sickerte dann in der pädagogischen Szene sozusagen durch, dass auch Jungen betroffen waren und sind. Ganz offensichtlich fehlt es Frauen und Männern an der Bereitschaft, sich Jungen einmal als nichts anderes denn als wehrlose Opfer vorzustellen. Während in der Diskussion nun immer mehr männliche Opfer sexuellen Missbrauchs auftauchen ‚durften‘, verbreitete sich leider die irrige Ansicht, sexuell missbrauchte Jungen neigten später geradezu zwangsläufig dazu, selbst zu Missbrauchern zu werden. In der Folge wurde und wird die Hilfe, die sexuell missbrauchte Jungen erhalten, oft unter *präventiven* Gesichtspunkten betrieben, das heißt, bei der Arbeit mit ihnen schwingt stets die Furcht mit, der Junge werde ebenfalls

zum Täter, wenn man ihn jetzt nicht in der richtigen Bahn halte. Diese ängstlich-misstrauische Haltung verwehrt missbrauchten Jungen nicht nur den Opferstatus, der ein zentraler Bestandteil ihrer seelischen Genesung ist. Sie stellt die Jungen zudem unter den generellen Verdacht der potentiellen Täterschaft. Man gibt ihnen sozusagen für das noch nicht Geschehene schon mal die Schuld.

Wie stark „Genderkompetenz“ von Wahrnehmungsblockaden beschränkt werden kann, lässt sich in diesem Zusammenhang auch daran erkennen, dass weitere Jahre vergehen mussten, bis auch Frauen als Missbraucherinnen thematisiert werden konnten. Obwohl der weibliche Anteil an den sexuell missbrauchenden Menschen inzwischen auf 10 bis 15 Prozent geschätzt wird, spielt dieses sehr spezielle Thema weder in der öffentlichen Wahrnehmung, noch in der Breite der einschlägigen Helferinnenszene eine bemerkenswerte Rolle.

Wie kommt das? Wie kann etwas inzwischen so Offensichtliches wie der sexuelle Missbrauch von Kindern *durch* Frauen in einem Bereich der Kinder- und Jugendhilfe nur so mangelhaft thematisiert werden, in dem „Genderkompetenz“ ansonsten so groß geschrieben wird?

Nun, während Jungen nicht passiv, Objekt und Opfer sein dürfen, haben Mädchen gemäß des klassischen Rollengebots nicht aktiv, Subjekt und Täterin zu sein.

In einem Seminar mit Männern und Frauen aus der Jugendarbeit ging es einmal um die Frage, wie man sich als Pädagoge oder Pädagogin verhalten sollte, wenn Jungen Gewalt gegen Mädchen ausüben. Konsens war sogleich, dass die Erwachsenen die Verantwortung für die Unversehrtheit ihrer Schutzbefohlenen tragen und folglich eingreifen müssten, um die Mädchen zu beschützen.

Eine Teilnehmerin erzählte dann folgende Geschichte: In ihrem Jugendclub bedrängte eine Gruppe älterer Jungen ein Mädchen. Erst beschimpften sie das Mädchen, dann schlugen sie es sogar. Ein Sozialarbeiter war zur Stelle, aber er wusste sich nicht zu helfen. Er hatte Angst einzugreifen, da er befürchtete, gegenüber den Jungen den Kürzeren zu ziehen. Also lief er los, angeblich – wie die Kollegin kritisch anmerkte – um Hilfe zu holen. Als er endlich zurückkam, waren die Jungen verschwunden. Das Mädchen hatte etliche blaue Flecken davongetragen und weinte.

In der Seminarrunde entstand eine angeregte Diskussion darüber, was von diesem Sozialarbeiter zu halten sei, und sowohl in den Diskussionsbeiträgen der Männer als auch der Frauen schwang deutlich mit, dass dieser Mann sich als Feigling erwies

habe. Er hätte einfach wissen müssen, dass keine Zeit blieb, Hilfe zu holen. Zwar verstand man durchaus seine Angst und auch sein Dilemma, doch wünschten sich alle, dass er sich selbstlos für das Mädchen in die Schlacht geworfen hätte. Auf die Frage, ob man von einer Sozialarbeiterin dasselbe erwarten dürfe, kam die Runde ins Grübeln: Nun, eigentlich ja, aber als Frau hätte sie doch eindeutig keine Chance gegen die Jungen gehabt.

Mädchen und Frauen gelten als friedfertig. Kein sich prügelndes Mädchen fühlt sich durch gewalttätiges Handeln weiblicher. Im Gegenteil. Körperliche Gewalt gilt als unweiblich und eines Mädchens nicht würdig. Auch erwachsene Frauen haben diesen Schein zu wahren. Dabei kommt ihnen unsere Sprache zu Hilfe, die sich äußerst schwer damit tut, selbst nachweislich gewalttätigen Frauen wie schlagende Mütter oder sexuelle Missbraucherinnen als Täterinnen beim Namen zu nennen. In Diskussionen über Gewalt in der Familie oder sexuellen Missbrauch erweist sich das Wort „Täterin“ stets als äußerst sperrig; oft ist von „weiblichen Tätern“ die Rede. So, als wäre eine Frau für sich genommen nicht schuldfähig.

Zur weiblichen Rolle passt eher, dass Mädchen und Frauen sich umso weiblicher fühlen, je mehr sie sich im Schutz eines starken männlichen Begleiters sicher wähnen bzw. je mehr sie an seiner Kraft und Macht teilhaben können. Einen starken Mann als Beschützer zu haben, wertet Mädchen und Frauen in ihrer Weiblichkeit auf.

Aber natürlich schreiten Frauen auch selbst zur Tat. Michael-Sebastian Honig (1986) hat mit seiner Studie „Verhäuslichte Gewalt“ gezeigt, dass Frauen gegenüber ihren Kindern in ähnlichen psychischen Verstrickungen verfangen sind wie schlagende Männer gegenüber Frauen. Die interviewten Mütter waren in gewalttätigen Momenten häufig von einem Widerspruch zwischen Fürsorge und Selbstbehauptung zerrissen. Sie sagten, sie seien durch das Kind provoziert worden - das Opfer habe die Schläge also letztlich verdient. Sie fühlten sich vor allem ohnmächtig angesichts der verlangten Selbstbescheidung und beschrieben den Ausbruch von Gewalt oft wie ein Naturereignis, das sie ab einem bestimmten Punkt nicht mehr kontrollieren konnten.

Zitat einer Mutter: „Also, wenn ich ihn schlage, dann hat er mich erstens total aus dem Häuschen gebracht, und irgendwie, also da drücke ich totale Macht auf ihn aus. Da ordne ich das Kind total unter. Und die Wut, die ich dann habe, die gibt mir die Kraft, den so zu prügeln. Es ist nicht so, dass ich ihn demütigen will, es ist, als wenn ich über ihn hereinbreche. Und da wird er für mich zu einem Gegenstand...“ (S.243)

Dort, wo Frauen Macht haben, sind sie keineswegs davor gefeit, Gewalt anzuwenden. Gerade was die körperliche Kraft anbetrifft, stehen sie über den Kindern - wie die Männer über den Frauen. Und gerade jene, die einem viel bedeuten und die es mit aller Macht zu beschützen gilt, laufen am ehesten Gefahr, auch die Gewalt dieser Macht zu erleiden. Gleichwohl besteht eine ausgeprägte Abneigung, schlagende Mütter in gleicher Weise wahrzunehmen wie schlagende Väter. Ich vermute, das hängt mit dem besonderen Entsetzen darüber zusammen, dass eine prügelnde Mutter dem Mythos der Frau als Inbegriff von Liebe und Selbstlosigkeit zuwiderhandelt. Dass Männer gewalttätig sind, ist gewöhnlich. Aber worauf im Leben soll noch Verlass sein, wenn selbst die stets nahe und versorgende Mutter zuschlägt?

Ich möchte ein weiteres Beispiel geben, in dem die „Genderkompetenz“ ihre Fühler sozusagen besonders weit ausstrecken muss, um das äußerst komplizierte weil ineinandergewirkte Geflecht männlicher *und* weiblicher Gewaltstandards zu erfassen. Wenn davon die Rede ist, dass Kinder am eigenen Leib erlittene Gewalt später an andere gewalttätig weitergeben, hat die pädagogische Diskussion fast ausschließlich Jungen im Blick. Mädchen, so die weit verbreitete Ansicht, richten Gewalterlebnisse eher autoaggressiv gegen sich selbst und entwickeln eine Depression. Dem ist jedoch nicht nur keineswegs immer so. In aller Regel ist es zudem wesentlich komplizierter.

Vor einiger Zeit führte ich mit der 15-jährigen Bea (Name geändert) ein mehrstündiges Tiefeninterview über ihre Gewalterfahrungen. In ihrer Kindheit war sie nicht nur wiederholt Zeugin und Opfer der *schlagenden* Gewalt ihres Vaters, sondern auch fortgesetzt Vergewaltigungen durch ihn ausgesetzt gewesen. Ihre Mutter, sagte sie, habe davon nie etwas mitbekommen. Nach mehreren Aufenthalten in der Kinder- und Jugendpsychiatrie begann sie das „Ritzen“ und wurde außerhalb ihrer Familie in einer Wohngruppe eines Jugendhilfeträgers untergebracht. Dort fiel sie bald durch Gewalttätigkeiten auf.

Auf die Frage, wann sie zum ersten Mal selbst gewalttätig geworden ist, schilderte Bea ein Ereignis, das etwa anderthalb Jahre nach ihrem letzten Psychriaufenthalt stattgefunden hatte.

**Bea:** „Da war ein Mädchen, das kannte ich von der Schule. Wir hatten die Schuhe getauscht. Meine waren gerade neu, und als ich die nach ein, zwei Wochen zurückkriegte, waren die kaputt. Da hab ich gesagt: Gut, die Schuhe kannst du gerne behalten, dann gib mir die 30 Euro dafür, fertig. Da sagte sie: Nä, mach ich nicht, blabla. Sag ich: Ich werd dich so oder so kriegen. Hab angefangen, ihr zu drohen.“

Und dann irgendwann hab ich sie auf der Kirmes wiedergetroffen. Das war ein Jahr später. Da hat's mir auch gereicht, weil es war Kirmes, und kein Mensch geht ohne Geld auf die Kirmes. Auf jeden Fall hab ich sie getroffen und hab ich sie festgehalten und gesagt: Gib mir mein Geld. Da hat sie gesagt: Sie hat nichts mehr. Ich so: Kein Mensch geht ohne Geld auf die Kirmes. Meint sie: Doch, ich wohl, wäwä. Ich sag: Alles klar. Und dann hab ich ihr zweimal in die Fresse (Pause) gerotzt, hab sie zu ner Laterne hingelockt, hab ihr gesagt: Du gehst jetzt da hin, du gehst jetzt da hin, du gehst jetzt da hin-.“

**Interviewer:** „Waren noch andere dabei?“

„Also hinten waren noch ungefähr 20 Leute. Die standen da alle hinter mir. Das Mädchen hatte ihren Freund dabei, aber den haben meine Leute festgehalten, haben dem gesagt: Du bleibst da stehen. Ja, und dann hab ich mich nur noch auf das Mädchen konzentriert. Da stand sie genau vor der Laterne, und dann hab ich ihr ne Kopfnuss gegeben.“

„Was heißt das?“

„Ich habe mit meinem Kopf gegen ihren Kopf geschlagen. Sie ist dann nach hinten geknallt und wegen der Laterne wieder nach vorne, und das hab ich zwei Mal gemacht. Dann hab ich ihre Haare genommen und sie runtergedrückt und sie auf dem Boden geschleift. Und da war noch so ein Schild, da fragte ich sie, ob sie das kennen lernen möchte. Da meinte sie so: Nein. Ja, wirst du aber gleich. So, und dann wollte ich sie eigentlich mit dem Kopf dagegen schlagen, aber in der Zeit kam ein Libanese, der hat mich dann gepackt und auf den Boden geschmissen. Und dann kam n Bekannter von mir und hat sich eingemischt. Das war n Nazi und hat dann mit dem Libanesen Stress gemacht. Und in der Zeit kam dann auch die Polizei.“

Der Gewaltanlass erscheint relativ nichtig. Bemerkenswert ist aber die Drohung, die Bea gegenüber dem Mädchen ausspricht: „Ich werd dich so oder so kriegen.“ Sie bedroht das Mädchen mit einer Ausweglosigkeit von Gewalt, mit der sie selbst als Kind stets konfrontiert war, wenn der Vater sie vergewaltigte.

Woran Bea in der Zeit nach ihrem letzten Psychiatrieaufenthalt offenbar mit Erfolg gearbeitet hat, wird in ihrer Antwort auf die Frage klar, ob noch andere dabei gewesen waren: „Also hinten waren noch ungefähr 20 Leute. Die standen da alle hinter mir.“ Sie hat sich einen Kreis von Freunden zugelegt, der nicht nur für ihren Schutz garantiert, sondern auch einen Raum eröffnet, in dem sie gewaltsam für ihr eigenes Recht einstehen kann.

„Ich hab n Freund“, sagt sie, „der ist ziemlich extrem, also der achtet sehr stark auf mich. Wenn mich jemand anmacht oder so, dann mischt er sich da direkt ein. So sagt der: Lass meine Freundin in Ruhe und so. Und dann kommt das meistens, dass die ihre Leute anrufen, dann ruft er seine Leute an, und dann gibt das ne Massenschlägerei. Und die Personen, die mich schlagen wollen, wissen eigentlich, dass ich fast ganz (Stadt) hinter mir stehen habe. Also mich mag eigentlich jeder hier.“

Indem Bea Macht über das Mädchen gewinnt, stellt sie sicher, dass sie alles unter Kontrolle hat – ein Zustand, der dem Lebensgefühl ihrer Kindheit diametral entgegen steht:

**Interviewer:** „Kannst du dich an deine Gefühle erinnern, während du sie geschlagen hast?“

**Bea:** „Ich hab mich groß und mächtig gefühlt. Also ich hatte gar kein Mitleid, überhaupt nicht.“

„Also das war eigentlich ein ganz gutes Gefühl.“

„Ja, doch schon.“

„Hat sie geweint?“

„Sie hat geweint, ja.“

„Hat sie gefleht: Hör auf?“

„Nein, sie hat eigentlich gar nichts gesagt. Sie hat immer nur gesagt: Du kriegst dein Geld jetzt nicht mehr, blabla. Und ich so: Ich wird das kriegen, egal auf welchem Weg. Ja und da hab ich nur gedacht: Ja, wenn sie so was schon sagt, kannst du ihr gleich noch eine geben.“

„Also sie hat sich nicht gewehrt.“

„Überhaupt nicht. Sie stand da nur so stumm.“

„Und hättest du weiter gemacht, wenn der Libanese nicht gekommen wäre?“

„Ja.“

„Wie weit wärest du gegangen?“

„Also ich hätte sie wenigstens noch gegen das Schild gehauen. Also das sag ich jetzt mal ganz ehrlich. Dann hätte ich mir gesagt: O.k., hörst jetzt auf, lässt sie einfach (unverständlich) da liegen und fertig.“

„Und wie ging's dir hinterher?“

„Eigentlich relativ gut. Weil ich meine ganze Wut losgeworden bin, die ich dann auch für sie hatte. Ja.“

„Und hast du dir Gedanken gemacht, dass du ihr ernsthaft wehgetan haben könntest?“

„Das war mir in dem Moment scheißegal.“

„Und später?“

„Hab ich mir gedacht: Hat sie halt ne Gehirnerschütterung und blaue Flecken und alles, ist mir scheißegal. Sie soll damit jetzt klar kommen, sie hat daraus gelernt. Ich hab ihr sogar noch kackendreist gesagt: Seh ich dich noch mal, hab ich mein Geld noch nicht, wirst du schon sehen, was du davon hast. Ich hab also sozusagen noch ne Drohung offen.“

Bea hat sich den Ruf erarbeitet, selbst zuschlagen zu können. Damit widerspricht sie zwar dem klassisch weiblichen Rollenverständnis, ganz im Gegensatz zu vielen gewalttätigen Jungen, die in gewaltbereiten Gleichaltrigengruppen vor allem Männlichkeit zu demonstrieren suchen. Doch Beas eigentliche Coup besteht in ihrer

neuen Clique, zu der auch ihr „extremer“ Freund gehört, der „sehr stark“ auf sie achtet und bei dem sie die weibliche Position der Beschützten einnehmen kann. Freund und Gruppe bilden so ein perfekt funktionierendes System der Gefahrenabwehr, zu deren wichtigstem Instrumentarium die Gewalt bzw. die Gewaltandrohung gehört. Aus dem vom Vater isolierten und missachteten Mädchen ist eine junge Frau geworden, die fast eine „ganze Stadt“ hinter sich stehen hat.

\*

Während Mädchengewalt also in ihren geschlechtsspezifischen Ausdrucksformen oft nicht gesehen wird, gilt das gleiche für Depressionen bei Jungen. Zwar gehört es zum klassisch männlichen Rollenrepertoire, Traurigkeit in Wut umzuwandeln, doch hat diese Transformation nicht nur Grenzen der seelischen Bewältigung; die Wut richtet sich bei Jungen am Ende oft wieder gegen sich selbst – wie die Selbstmordstatistiken zeigen: Mit fast fünfzehn Prozent aller Todesfälle zählt der Selbstmord zu den häufigsten Todesursachen bei Jugendlichen. 1997 waren es 265 Jungen und 69 Mädchen, also etwa viermal mehr Jungen als Mädchen. Von den zehn- bis fünfzehnjährigen Jungen benutzten etwa zwei Drittel den Strick – eine Art und Weise des Selbstmords, die im Vergleich etwa zu einer Vergiftung mit Schlaftabletten als harte Methode gilt.

Ab dem Jugendalter nehmen bei den jungen Frauen insbesondere die Essstörungen und Depressionen zu, oder vielleicht sollte man besser sagen: Die entsprechenden *Diagnosen* nehmen bei den Mädchen zu. Unterdessen zeigen die jungen Männer weniger emotionale Störungen als noch in der Kindheit, wechseln aber verstärkt über zu Gewalttätigkeit sowie Drogen- und Alkoholmissbrauch. Im Grunde aber müsste die zunehmende Gewalttätigkeit der Jungen sowie ihr häufig ritualisierter Alkoholmissbrauch ebenfalls im Zusammenhang einer heraufziehenden oder bestehenden Depression betrachtet werden. Die Depression im Jugendalter wäre dann keine geschlechtstypische Erscheinung der Mädchen mehr. Man würde sich vielmehr mit den geschlechtsspezifischen *Ausdrucksformen* seelischer Krisen im Jugendalter befassen. Bei Mädchen wären im Rahmen einer depressiven Symptomatik dann das Ritzen zu nennen, Essstörungen sowie Selbstmordversuche, bei Jungen nach außen gewandte Gewalttätigkeit und Alkoholmissbrauch – bis hin zum vollendeten Suizid.

Auch im Erwachsenenalter werden Depressionen bei Frauen etwa zwei- bis dreimal häufiger diagnostiziert, obwohl mit dem Alter die Selbstmordraten der Männer stetig

anwachsen: Bei über 75jährigen Männern ist die Selbstmordrate elf Mal höher als bei 25jährigen Männern – und mehr als dreimal höher als bei den gleichaltrigen Frauen.

Wie kommt das?, fragt die „Genderkompetenz“. Eine Antwort könnte lauten: Entweder verfügen depressive Frauen über mehr seelische Ressourcen als Männer, die sie vor einem Selbstmord bewahren. Oder die Zahl der Diagnosen sagt nur wenig über die tatsächliche Verbreitung von Depressionen aus. Ich nehme an, beides trifft zu.

Frauen verfügen im Allgemeinen über mehr soziale Netzwerke als Männer, über mehr persönliche Vertraute. Sie geben und erhalten mehr emotionale Unterstützung von Arbeitskollegen, Bekannten, Freunden und erwachsenen Kindern. Männer haben oft nur die Ehefrau als intime Bezugsperson. Eine depressive Frau kann also *möglicherweise* auf mehr unterstützende Menschen zurückgreifen als ein depressiver Mann, zumal sich Frauen in seelischen Notlagen eher als Männer dazu entschließen, ärztliche oder andere Hilfe zu suchen (erfahrungsgemäß sind bei der Telefonseelsorge stets zwei Drittel bis drei Viertel der Anrufer Frauen). Außerdem nehmen wesentlich mehr Frauen als Männer Psychopharmaka. Das führt zwar dazu, dass deutlich mehr Frauen medikamentenabhängig sind. Im ärztlich-kontrollierten Rahmen aber dürften depressive Frauen dadurch auch besser mit psychisch wirksamen Medikamenten *versorgt* sein, die eine eventuell auftretende Tendenz zum Selbstmord abschwächen. „Mamas little helpers“ sind ganz gewiss alles andere als ein Segen. Werden sie jedoch nicht missbräuchlich eingenommen, können sie durchaus helfen, das Schlimmste zu verhindern.

Mit einem letzten Beispiel möchte ich zeigen, worauf es mir bei der so genannten Genderkompetenz ankommt: Es vernebelt die Sicht, den jeweiligen Geschlechtern sowohl bestimmte Fähigkeiten als auch bestimmte Defizite als sozusagen charakteristisch zuzuordnen. Wichtiger wäre es, die geschlechtsspezifische Ausdrucksform einer seelischen Krise wahrzunehmen.

In der öffentlichen Wahrnehmung gelten Anorexie und Bulimie als rein weibliche Krankheiten, was nicht allein darauf zurückzuführen ist, dass in der Tat wesentlich mehr junge Frauen als junge Männer davon betroffen sind. Die feministische Gesundheits- und Sozialisationsforschung hat in den vergangenen Jahrzehnten auch deshalb große Energien zum Verständnis dieser Krankheiten aufgewendet, weil sich in ihnen das seelische Leiden der Mädchen und Frauen im Patriarchat beispielhaft körperlich zu spiegeln schien. Essstörungen wurden und werden häufig als eine Art

seelische Sabotage des weiblichen Schönheitsdiktats gedeutet.

Inzwischen zählen die Anorexie und die Bulimie zu den am häufigsten untersuchten psychosomatischen Krankheiten, weshalb es eine Menge unterschiedlicher therapeutischer Ansätze gibt: Ist das essgestörte Mädchen auf eine tödliche Machtprobe mit Mutter und Vater oder der Welt aus? Will sie alles kontrollieren, auch ihren Untergang? Protestiert sie gegen Weiblichkeitsdiktate, sexuellen Missbrauch und andere Kindheitstraumata?

Wenn ich nun kurz auf essgestörte junge Männer zu sprechen komme, dann möchte ich damit keineswegs die Konkurrenz um die ‚Vorherrschaft‘ bei den Essstörungen eröffnen. Es ist vielmehr so, dass betroffene junge Männer mitnichten an einer ‚Frauenkrankheit‘ leiden. Ich will deutlich machen, wie notwendig es ist, die *geschlechtsspezifische Dimension* einer Krankheit zu sehen.

Auf die Frage, warum wesentlich mehr Mädchen als Jungen eine Essstörung entwickeln, gibt es bis heute keine restlos schlüssigen Antworten: So mag es eine Rolle spielen, dass Jungen im Schnitt ein bis zwei Jahre später in die Pubertät kommen als Mädchen und die *körperlichen* Umbrüche dieser Zeit deshalb möglicherweise besser *seelisch* verarbeiten können. Hinzu kommt, dass die körperliche Reifung bei den Mädchen *entgegen* des zeitgenössischen Schönheitsideals eher mit der Zunahme von Fettgewebe einher geht, während sie bei den Jungen *gemäß* des männlichen Körperideals mit mehr Muskeln verbunden ist. Die größere Anfälligkeit der Mädchen liegt also allein deshalb schon nahe, weil die Angst vor dem Dicksein gewissermaßen ein integraler Bestandteil der *aktuellen* weiblichen Rolle darstellt. Jungen wünschen sich dagegen eher, mehr zu sein als sie sind, mehr Muskeln zu haben, größer und stärker zu sein, also nicht ab- sondern zuzunehmen.

Studien über essgestörte junge Männer bieten weitere Erklärungsansätze für die geringeren männlichen Diagnosezahlen bei den Essstörungen: Weil Anorexie und Bulimie als „Frauenkrankheiten“ gelten, scheuen sich viele Ärzte davor, bei männlichen Patienten entsprechende Diagnosen zu stellen. Außerdem peilen sowohl bulimische als auch magersüchtige junge Männer oftmals ein weniger extremes Untergewicht an als Frauen; viele magern nicht so stark ab und haben auch vergleichsweise weniger Panik, an Gewicht zuzunehmen. Nicht zuletzt spielt eine Rolle, dass essgestörte Männer in ihrer Kindheit etwa doppelt so häufig extrem fettleibig (adipös) waren als Anorektikerinnen und Bulimikerinnen, weshalb ihr

Wunsch, weniger zu wiegen, für die Außenwelt nachvollziehbarer erscheint. Obwohl die Krankheitsmuster (extreme Diäten und das Leugnen von Untergewicht oder regelmäßige Fressattacken und anschließendes Erbrechen) bei essgestörten Männern keine wesentlich anderen sind als bei essgestörten Frauen, kann es daher passieren, dass betroffene junge Männer nicht die klassischen Diagnosekriterien erfüllen und ihrer Erkrankung nicht erkannt wird.

Führt eine Anorexie bei Mädchen und Frauen vom Ergebnis her eher zu einer *Verhinderung von Weiblichkeit*, erscheinen sowohl die Bulimie als auch die Anorexie bei Jungen und Männern eher als das Ergebnis einer *missglückten Männlichkeit*. Mit der Krankheit soll Männlichkeit dann nicht verhindert, sondern gerettet werden. Ein junger Mann, der ehemals extrem fettleibig war oder ist (also weich und unsportlich, schwer aber schwach), läuft schnell Gefahr, ein männlich-asketisches Körperideal anzustreben: kontrolliert, hager, zäh, sportlich, erfolgreich. Ihre häufige Asexualität ist sowohl Ausdruck als auch Folge ihrer Körper- und Beziehungsferne. Als mögliche Ursachen werden wie bei den Mädchen und Frauen negative Reaktionen der Umwelt auf den Körper in der Kindheit und familiäre Traumata wie seelischer und sexueller Missbrauch genannt.

Nicht zuletzt wird einem großen Teil der essgestörten Männern ein "typischer Autonomie-Abhängigkeitskonflikt" gegenüber den Eltern bescheinigt. Das gilt auch für D. aus der folgenden Fallgeschichte:

D. ist mit 87 kg bei 178 cm Körpergröße übergewichtig. Als er mit 17 Jahren eine Lehre beginnt, magert er durch eine konsequente Diät auf Normalgewicht 69 kg ab. Er hat Probleme mit seiner Ausbildung und wird von seiner Mutter auffällig überfürsorglich behandelt. Der Vater ist ein erfolgreicher Topmanager und hat für seine Familie nur wenig Zeit. Der mit einer attraktiven Frau verlobte und sportlich sehr erfolgreiche ältere Bruder wird von D. stark idealisiert. D. beginnt, exzessiv Sport zu treiben, hält weiterhin streng Diät und magert schließlich auf 49 kg ab. Er kommt in eine Klinik.

Die behandelnden Ärzte und Ärztinnen beschreiben sein Verhalten als betont ‚unauffällig‘, seine Beziehungen zu Mitpatientinnen und Mitpatienten erscheinen als wenig tragfähig, deutlich sind seine fortbestehenden und starken Versorgungswünsche an die Mutter. Emotional wirkt er stets stark kontrolliert. Insgesamt pendelt er zwischen dem Wunsch, unabhängig zu sein, und dem Wunsch nach regressiver Geborgenheit hin und her. Mit Hilfe einer Magensonde und hochkalorischer Nahrung kann er nach einiger Zeit wieder Normalgewicht erreichen. Sein ‚zentraler Konflikt‘ bleibt jedoch zunächst bestehen. (vgl. Axel Kobelt u.a. S. 281)

\*

Zum Schluss: Was ist eigentlich unter Mädchenarbeit und Jungenarbeit zu verstehen? Und vor allem: Welches Geschlecht ist denn im Sinne der „Genderkompetenz“ für welche Arbeit gewissermaßen prädestiniert? Dazu möchte ich zwei Gedanken kurz ausführen:

1. Mädchen- und Jungenarbeit hat nach meinem Verständnis weder mit einer Projektpädagogik noch mit einer feministisch-männerbewegten Ideologisierung von Mädchen und Jungen zu tun, sondern findet überall dort statt, wo Frauen und Männer beruflich auf Jungen und Mädchen treffen.
2. Die Ansicht, dass die Arbeit mit Mädchen nur von Frauen sinnvoll geleistet werden könne, weil nur sie über die nötige Einfühlung etc. – sprich „Genderkompetenz“ verfügten, (für die Jungenarbeit kämen demnach entsprechend nur Männer infrage) ist sexistisch und dient oft nur der Aufwertung der eigenen vermeintlichen „Genderkompetenz“ sowie der Sicherung lang erkämpfter Pfründe.

In der Jugendhilfe hat sich in den vergangenen Jahrzehnten die Ansicht durchgesetzt, die sozialarbeiterische, pädagogische oder psychologische Arbeit mit Jungen und Mädchen dürfe sich nur dann Mädchen- und Jungenarbeit nennen, wenn sie in erster Linie rollenemanzipatorische Ziele verfolge. Zuerst die Mädchenarbeit, sozusagen als jugendhilfekompatibles Abbild der Frauengruppenbewegung ab den 70er Jahren, dann bald auch die Jungenarbeit, oft als Reflex bzw. Ergänzung zur Mädchenarbeit ins Leben gerufen nach dem Motto: Wer macht denn nun was mit den Jungs, wenn wir uns um die Mädchen kümmern? Zuweilen noch pointierter: Männer, kümmert euch gefälligst mal um die Jungs, damit unsere Mädchenarbeit nicht für die Katz ist...

Mädchenarbeit den Frauen und Jungenarbeit den Männern vorzubehalten, ist allerdings in etwa so, als dürften Mütter nur noch Töchter und Väter nur die Söhne erziehen. Tatsächlich findet Mädchen- und Jungenarbeit nach meinem Verständnis meist außerhalb der klassischen Jugendhilfe statt – und wird dort *nicht* nur von Frauen oder nur von Männer betrieben: Etwa in der Schule, in der Kinder- und Jugendpsychiatrie, in der Pädiatrie oder in den Sportvereinen.

Bedenkt man, dass keineswegs Mädchen und Frauen, sondern Jungen und Männer häufiger Opfer von (männlicher) Gewalt werden, nehmen sich Richter und Polizei männlichen Opfern in gewisser Weise eher an als ihre männlichen Kollegen aus der Sozialarbeit. Die wiederum haben meist aber den Auftrag, die männliche Gewalt

gegenüber den Mädchen und Frauen einzudämmen – was einer nur unzureichend entwickelten „Genderkompetenz“ geschuldet ist. Laut Polizeistatistik stellen Jungen und Männer zwar fast 82 Prozent der Tatverdächtigen bei Gewaltdelikten, allerdings auch zwei Drittel der Opfer. Mädchen und Frauen werden dagegen überwiegend Opfer sexueller Gewalt, deren Anteil an allen angezeigten Gewalttaten allerdings ‚nur‘ fünf Prozent beträgt.

Insofern ist es gut und wichtig, nicht nur immer wieder über den eigenen Tellerrand (der Jugendhilfe) zu schauen, sondern die Genderkompetenz in *allen* Berufsfeldern weiterzuentwickeln, wo das ein oder das andere Geschlecht gehäuft mit Problemen zu kämpfen hat bzw. der Gesellschaft Probleme aufwirft. Wer Prostituierten, Strichern, Gewalttätern, Essgestörten, Insassen der Jugendstrafvollzugs, Schulabbrechern, minderjährig Schwangeren, psychosomatisch Kranken, Alkohol- und Drogenabhängigen und und und – wer diesen Menschen helfen möchte, muss sie verstehen wollen – ihre biografischen Verstrickungen, ihre persönlichen Ressourcen und Defizite, ihre geschlechtsspezifischen blinden Flecken, ihre Holzwege und Illusionen. *Das* verstehen zu können, dafür braucht es „Genderkompetenz“. Sie dient der Geschlechtergerechtigkeit nur in sofern, als man sich mit ihrer Hilfe bemüht, dem jeweiligen Geschlecht seines Klientels gerecht zu werden. Mehr nicht.

Lassen wir in der Jugendhilfe doch auch die Jungen und Mädchen entscheiden, wer mit ihnen arbeiten soll bzw. von wem sie sich was sagen lassen wollen. Andere sinnvolle Einschränkungen der freien Berufswahl sehe ich nicht. Das Geschlecht der Helfenden kann meines Erachtens kein Kriterium sein. Alle können alles, wenn sie wollen – und wenn sie dürfen.

\*

## **Literatur**

Elmar Brähler und Jörg Kupfer (Hrsg.): Mann und Medizin. Jahrbuch der Medizinischen Psychologie 19. Göttingen 2001

Michele Elliott (Hg.): Frauen als Täterinnen: sexueller Missbrauch an Mädchen und Jungen. Ruhnmark 1995

Stephan Hertzog u.a.: Bulimia nervosa beim männlichen Geschlecht. In: Zeitschrift für psychosomatische Medizin und Psychoanalyse. S. 39-56. Göttingen 1997

Michael Sebastian Honig: Verhäuslichte Gewalt. Frankfurt/M. 1986

Axel Kobelt u.a.: Anorexia Nervosa bei Männern. In: Zeitschrift für psychosomatische Medizin und Psychoanalyse. S. 279-289. Göttingen 1998

Rainer Neutzling: Gewalt macht die Seele krank Wie Kinder als Zeugen, Opfer und Täter Gewalt erleben. Evangelischer Erziehungsverband e. V. Schriftenreihe 4/2005. Hannover 2005

Dieter Schnack/ Rainer Neutzling: Kleine Helden in Not. Reinbek 2000

Statistisches Bundesamt: Gesundheitsbericht für Deutschland 1998

Statistisches Bundesamt: Daten des Gesundheitswesens 2001